



Internationaler Agrarhandel zwischen Ernährungs- sicherung, Energieversorgung und Handelsliberalisierung

Exposure- und Dialogprogramm (EDP) in Uganda und Sambia,
27. März - 6. April 2009

Die Auswirkungen des Internationalen Agrarhandels und der Europäischen Agrarpolitik auf ländliche Entwicklung im südlichen Afrika müssen von Fall zu Fall – Land für Land, Produkt für Produkt – überprüft werden. Trotz Globalisierung dürfen der nach wie vor große Einfluss nationalstaatlicher Entwicklungsstrategien auf die Ernährungssicherung sowie die Bedeutung von Infrastruktur und die Organisationsfähigkeit der bäuerlichen Bevölkerung nicht unterschätzt werden. Das gemeinsam mit der Deutschen Kommission Justitia et Pax durchgeführte Exposureprogramm mit Internationaler Dialogkonferenz in Lusaka, an dem 18 Fachleute aus Politik, Entwicklungsorganisationen, Wissenschaft, Verbänden und Medien teilnahmen, fand keine einfachen Antworten. Das Programm verdeutlichte aber die Komplexität der Herausforderung, in Uganda und Sambia Nahrung in ausreichender Menge und angemessener Qualität für alle zu produzieren.

EINBLICKE, AUSGABE
NR. 4, JUNI 2009

EDP und Erwachsenenbildung

INHALT

**EDP und
Erwachsenenbildung**
Peter Henriot, S. J., S. 1

**Von Bananenschnaps und
Glühwürmchen**
Bärbel Höhn MdB, S. 2

Eine andere Milchdebatte
Ulrich Kelber MdB, S. 2

**Arm an Werkzeug, reich
an Gastfreundschaft**
Prof. Markus Vogt (LMU), S. 3

Todesfalle Malaria
Anja Tomic (GTZ), S. 4

So vieles wurde bereits über Lernprozesse von Erwachsenen gesagt, so dass ich bislang zögerte, dem Weiteres hinzuzufügen. Kürzlich wurde ich jedoch an die Einsichten des bedeutenden brasilianischen Pädagogen Paulo Freire erinnert, als ich an etwas teilnahm, das sich Exposure- und Dialogprogramm (EDP) nannte. In Kooperation mit dem Jesuit Centre for Theological Reflection (JCTR) brachte das EDP 18 Fachleute aus Deutschland und Belgien zusammen, um sich mehrere Tage auf das Leben in ländlichen Gemeinden in Uganda und Sambia einzulassen sowie an einer Konferenz zu dem Thema Ernährungssicherung teilzunehmen.

Freire war Verfechter einer Pädagogik, die Erfahrung höher bewertete als Unterweisung. Er war der Auffassung, dass konkrete Erfahrungen dazu beitragen, Fragen aufkommen zu lassen, für die Menschen bereits einige Ant-

worten haben; Antworten, die den Verstand und die Herzen für weiteres Lernen öffnen.

Die Teilnehmer des EDP waren für mich eine Bestätigung Freires Theorie. Nachdem sie mit sehr armen Familien in afrikanischen Dörfern gelebt hatten, kamen die einzelnen Teilnehmer mit begeisterten Fragen, frischen Perspektiven und geschärfter Leidenschaft zur Konferenz. Sie waren in der Lage, über eine „romantisierte“ oder idealisierte Sicht auf die Kleinbauern hinaus, den Blick auf ein kritisches Verständnis politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Beschränkungen der Landwirtschaft zu richten, und wie all dies mit den Herausforderungen Ugandas und Sambias in einer zunehmend globalisierten Welt zusammenhängt.

Mein persönliches Interesse galt jedoch der Art und Weise, wie einige der sozialen Werte, auf die sich die Arbeit von JCTR konzentriert, in der

auf den Erfahrungen beruhenden Diskussion der Konferenz zur Sprache kamen. Die Kernpunkte der Soziallehre der Kirche wie Menschenwürde, Rechte, Gerechtigkeit, Solidarität, Gemeinschaft und die Optionen für die Armen, flossen ohne Weiteres einfach in die Debatte über Ernährungssicherung ein. Die kirchliche Soziallehre bot einen Rahmen für die Diskussionen, die hoffentlich – zurück in Deutschland – auf das politische Engagement für Themen wie Handel, Entwicklungshilfe, Umwelt, Gender und globale Entscheidungsprozesse, Einfluss nehmen werden. „Exposure“ fördert ein wirklichkeitsnahes Verständnis der kirchlichen Soziallehre – und dies hat sicher erfreuliche Auswirkungen!

*Peter Henriot, S. J.
Direktor, JCTR, Lusaka*



© Höhn, Kurat, Schmiege

Von Bananenschnaps und Glühwürmchen - Bärbel Höhn MdB

Dies ist eine besondere Reise. Ich werde nicht mit hochrangigen Entscheidungsträgern reden, ich werde nicht in internationalen Hotels schlafen, ich werde nicht in großen Konferenzräumen interessante Informationen austauschen. Ich bin auf dem Weg zu meiner Familie in Uganda. Eine Frau erwartet mich, die sich, ihre drei Kinder und zwei Enkel durchbringen muss. Dazu verfügt sie über ein paar Hektar Land und etwas Vieh. Ihr Mann ist Polygamist und lebt mit seiner Hauptfamilie nebenan. Ich werde drei Tage und vier Nächte mit meiner Gastfamilie leben, arbeiten, kochen und viel erfahren.

Eine sehr herzliche 40-Jährige empfängt mich. Ich lerne Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen. Das Leben spielt sich vor allem draußen ab, denn elektrischen Strom gibt es nicht. Nachts weist Taschenlampenlicht den Weg zum sauberen Plumpsklo im Bananenhain. Alles müssen wir uns vorher in der Helligkeit zurechtlegen, denn Licht wird sparsam eingesetzt. Die Sterne übrigens funkeln in dieser absoluten Dunkelheit doppelt so hell und auch die vielen Glühwürmchen machen was her. Tagsüber lerne ich, wie kostbar Wasser ist und vor allem sauberes, trinkbares Wasser. Mit einem Fahrrad wird es mit Kanistern aus 1,5 km Entfernung herbeigebracht. Da ist jeder Tropfen kostbar.

Unser Essen bestreiten wir im Wesentlichen mit Bananen. Morgens, Mittags

und Abends gibt es Kochbananen, dazu Maniok und eine schmackhafte Erdnussauce. Für mich gibt es extra die bekannten süßen Bananen, Kaffee und einen Schluck selbstgebrannten Bananenschnaps. Der haut einen um. Gewöhnlich gibt es einmal im Monat Fleisch.

Die Küche ist zum Glück außerhalb des Hauses, aber sehr gewöhnungsbedürftig. Das feuchte Holz verbreitet einen beißenden Qualm, unter dem besonders die Frauen und Kinder leiden.

Wie wichtig die Gesundheit für die Leistungsträger in einer solchen Familie ist ohne eine Kranken- und Rentenversicherung wird sofort deutlich. Der 18-jährige Sohn liegt mit einem Malaria-schub im Krankenhaus. Mütter und Kinder leiden angesichts der Essenszubereitung besonders an Bronchitis und Asthma, und Aids ist in dieser Region, in der 19 Jahre Krieg herrschte, ein hochaktuelles Thema.

Unsere Gastmutter ist mit ihren 40 Jahren mit ihren Kräften am Ende. Sie muss die Felder bewirtschaften, Schulgeld für zwei ihrer Kinder verdienen und die steigenden Krankenkosten aufbringen.

Hilfe bringen da vor allem kleine, sehr praktische Investitionen, wie die Bananenschnapsdestillationsanlage, mit der unsere Gastmutter eine zusätzliche Einnahme erwirtschaften kann und der Wassertank, der das Wasser vom Dach auffängt und ihr Zeit beim Wasserholen

spart.

Wichtig bei diesem Besuch war aber auch, zu erfahren, wie sich unsere Lebensweise auf das Leben der Kleinbauern in Uganda auswirkt.

Auf dem Markt kamen wir an einem Stand mit seltsamen Produkten vorbei. Es wurden Fischköpfe und eine Art Rollmops angeboten. Die Erklärung ist einfach. Die Fischfilets aus dem nahe gelegenen Viktoriasee werden nach Europa verkauft, die Köpfe und die Haut der Fische, eingerollt zu Rollmops, bleibt für die heimische Bevölkerung. Während unseres Aufenthaltes in Uganda fand eine Viktoriasee-Anrainerkonferenz statt, auf der sich die Minister mit der Überfischung des Sees auseinandersetzen.

Auch die Milchpolitik der EU hat ihre Auswirkungen. Um die Überproduktion der Milch in Europa vom Markt zu nehmen, hat die EU Exportsubventionen eingeführt. Dadurch ist der Milchpreis in Uganda um 2/3 gesunken und zerstört nun die Existenz von Kleinbauern, die sich in diesem Bereich eine Existenz aufgebaut haben.

Bärbel Höhn MdB

Mitglied des Ausschusses für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit

Eine andere Milchdebatte - Ulrich Kelber MdB

„Zurückgewiesen! Der tägliche Fußmarsch von elf Kilometern heute völlig umsonst! Die Hoffnung auf eine kleine Einnahme von rund 60 Euro-Cent geplatzt! Wie hält die Frau solche Enttäuschungen nur aus?“, schossen die Gedanken durch meinen Kopf. Die Situation an der Milchsammelstelle sollte zum Schlüsselerlebnis meiner Teilnahme am Exposure- und Dialogprogramm von „Justitia et Pax“ in Sambia werden.

Zusammen mit unserer Gastgeberin, Frau Malama, hatten sich Hildegard Hagemann und ich als Exposure-Teilnehmer nach dem Melken und einiger Hofarbeit zu Fuß auf den Weg zur Milchsammelstelle gemacht. In der Hand die Milchkanne mit den kärglichen drei Litern Milch, die nach Abzug eines Liters für den Eigenkonsum der Familie vom morgendlichen Melken zum Verkauf übrig geblieben waren. Auf die Einnahme ist die Familie für

den Kauf von Kraftfutter, tiermedizinische Versorgung und natürlich für das Schulgeld der vier Kinder, die auf der kleinen, nur 1,5 Hektar großen Farm leben, dringend angewiesen.

Wir hatten mächtig Tempo gemacht und die Milchsammelstelle nach gut einer Stunde erreicht. Aber trotz der Anstrengungen zur Hygiene beim Melken, der Kühlung der Milchkanne in einem Wasserbad und dem hohen Marschtempo war die Milch aus Sicht der Sammelstel-

SEITE 2



© Kelber, Schmiege, Kurat, Richard, Hagemann

lenleitung schon zu sauer, um noch angenommen zu werden. Denn nur einwandfreie Ware wird von der Firma Parmalat, die in Sambia quasi ein Monopol hat, aufgekauft und weiterverarbeitet.

Die Enttäuschung war Frau Malama nicht auf den ersten Blick anzusehen, aber als ich sie darauf ansprach, sprudelte es aus ihr heraus. Ohne Transport- oder Kühlmöglichkeit schwebt die Gefahr einer Zurückweisung der Milch immer über den Kleinbauern. Die Kühlung ist auf Grund der fehlenden Elektrifizierung nicht möglich, die Familie selbst verfügt noch nicht einmal über ein Fahrrad als Transportmittel. Und durch die sub-

ventionierten Exporte von Milchpulver aus den Industriestaaten gerät der Milchpreis auch in Sambia zunehmend unter Druck. Denn selbst wenn Staaten wie Sambia Zoll auf die Milchpulverimporte aus Europa und Neuseeland erheben, Südafrika tut dies nicht und ist in einer Zollunion mit Sambia! Für Kleinbauernfamilien wie die Malamas, bei denen unzureichender Zugang zu Wasser (alles Wasser muss mit reiner Muskelkraft aus einem Erdloch nach oben gezogen werden) und der Mangel an Kraftfutter für die Tiere den Ertrag der Farm begrenzen, ist der begonnene und weiter drohende Preisverfall für Milch eine existenzielle Bedrohung. Zunächst wird bald der klei-

ne Gewinn fehlen, der den Kindern den Schulbesuch ermöglicht. Am Ende bliebe nur noch das Schlachten der Kühe und damit eine Verfestigung der Mangelernährung. Und das alles für ein bisschen Klientelbedienung der Landwirtschaftsminister in den Industriestaaten! Wer einmal vor Ort die Auswirkungen einer solchen Politik erlebt hat, der kann dies nicht mehr akzeptieren!

Ulrich Kelber MdB

Stellv. Mitglied des Ausschusses für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz sowie des Parlamentarischen Beirats für nachhaltige Entwicklung

Arm an Werkzeug, reich an Gastfreundschaft Prof. Markus Vogt (LMU)

Schon die Fahrt zur Familie Simweena, die gut 300 km südlich von Lusaka in der Nähe von Choma lebt, ist voller gegensätzlicher Eindrücke: Zunächst müssen wir durch Lusaka, wo Arm und Reich, bettelnde Händler zwischen sich stauenden Autos, Müll neben luxuriösen Geschäftsgebäuden hart aufeinander treffen. Ein ähnliches Bild setzt sich auf dem Weg fort: große Lastwagen voller Waren auf der gut ausgebauten Fernstraße; rechts und links strohgedeckte Hütten, wo die Menschen extrem einfach leben. Es wirkt, als würden unterschiedliche Epochen menschlicher Entwicklung aufeinander treffen.

Als wir ankommen, begrüßt uns die Gastfamilie überaus herzlich. Die kleine Farm, die der Bauer Leonard zum Abschied von seinem Militärdienst als Rente erhalten hat, ist recht bescheiden: 10 Hektar Land, davon werden nur 4 bewirtschaftet. Die Gebäude wirken provisorisch. Einige Tiere weiden im Umfeld. Zuerst werden wir in die strohgedeckte Rundhütte geführt und auf den Knien mit einem langen Dankgebet für unsere Ankunft begrüßt. Die Familie hat 10 Kühe, was ihr gan-

zer Stolz ist. Diese geben keine oder kaum Milch. Für die Feldarbeit hätten auch zwei Tiere genügt. Aber die Kühe gelten hier im Süden Sambias, im Stammesgebiet der Tonga, als Versicherung, Prestige und Zahlungsmittel. Oft kommen Nachbarn, um sich eine Kuh auszuleihen. Wer etwas hat, muss den anderen helfen. Leonard erzählt, dass er die Familie der Braut, wenn seine Söhne heiraten wollen, mit Kühen auszahlen muss. Er selbst hat 33 Geschwister. Sein Vater war reich und konnte sich sechs Frauen leisten. Zugleich sind sie Christen; das schließt Polygamie hier nicht aus.

Wir bauen einen Zaun für die Kühe. Ohne Säge, nur mit einer kleinen Axt, werden dicke Baumpfähle zurechtgeschlagen. Ohne Schaufel, mit den bloßen Händen, graben wir die Löcher. Zuvor hat Leonard die Erde mit einer Eisenstange gelockert. Wenn wir nicht aufpassen, können uns die großen Termiten empfindlich in die Hände zwicken. Die Hitze brennt, aber wir haben genügend Wasser dabei und zwischendurch gibt es Tee. Der verrostete Stacheldraht des alten Zaunes wird mit

viel Mühe abgemacht und wiederverwertet. Ich habe bald Blasen an den Händen. Aber mein Begleiter Manuel und ich halten durch und ernten dadurch erstaunten Respekt: Dass Weiße auch mit den Händen zupacken, wurde uns nicht zugetraut.

Neben den Kühen ist Mais das wichtigste Produkt der kleinen Farm. Vorratshaltung und Marktzugang fehlen. Von landwirtschaftlichen Beratern, die täglich vorbei kommen, erfahren wir, dass der Mais, der hier erst im 19. Jahrhundert eingeführt wurde, dem zunehmenden Umweltstress extremer Trockenheit und heftiger Regenfälle schlecht gewachsen ist. Die Trockenzeit habe sich seit der Jugend von Leonard um zwei Monate ausgedehnt. Immer wieder reden die Menschen vom Klimawandel, aber so wie über das Wetter, sie sehen ihn als Schicksal, nicht als Anlass für Anpassung. Der Wald wird weiterhin rapide abgeholzt. Schon heute sind 50 % der Bevölkerung in Sambia von Hunger bedroht, obwohl es eigentlich ein fruchtbares und wasserreiches Land ist.

Am letzten Abend unseres dreitägigen



SEITE 3

Fortsetzung von Seite 3 - Prof. Markus Vogt

Besuches bleiben wir noch lange vor der Hütte stehen: Da kein Licht den Blick stört, sieht man den südlichen Sternenhimmel in seiner ganzen Pracht. Leonard betrachtet den Mond und meint: "I would like to stop the moon and the time, so that you could stay with us for ever." Der Reichtum an Gastfreundschaft überstrahlt die Armut. So kehre ich reich beschenkt mit Erfahrungen heim, die ich nicht missen

möchte. Schwarzafrika, die Region, in der sich alle Probleme der Welt zu sammeln scheinen – Aids, Hunger, Armut, Klimawandel –, hat für mich ein Gesicht bekommen. Da ist zugleich auch Lebensfreude und Vitalität präsent. Wenn ich künftig in Vorlesungen, bei der Betreuung von Doktorarbeiten oder in kirchlichen und politischen Arbeitsgruppen über Schwarzafrika spreche, wird sich der Tonfall ändern. Ich hoffe, dass die Neugier,

mehr über dieses spannende und lebensfrohe Land voller Gegensätze zu erfahren, ansteckend wirkt. Ich war wohl nicht zum letzten Mal dort und danke den Organisatoren des Exposure-Dialogs für die überaus umsichtig begleitete Ermöglichung dieser Erfahrung.

*Prof. Markus Vogt
Ludwig-Maximilians-Universität München
Lehrstuhl für Christliche Sozialethik*

Todesfalle Malaria - Anja Tomic (GTZ)

Er war aus Holz und in einem leicht verwaschenen blau gestrichen. Auf der Oberseite prangte ein Kreuz. Der kleine Kindersarg war nicht länger als ein Meter, für den Verstorbenen bot er mehr Platz als genug. Der Junge aus Naluwule (Uganda) war im Alter von neun Monaten gestorben. Die Beerdigung fand an einem drückend heißen Vormittag im Haus seines Großvaters statt. Mehr als 100 Verwandte und Freunde hatten sich vor dem repräsentativen Wohnsitz des Vorsitzenden der Kleinbauern-Kooperative zusammengefunden. Nach dem gemeinsamen Gebet in dem riesigen Vorgartenbereich bewegte sich die Gemeinde hundert Meter hinter das Haus, vorbei am Küchenhaus und an den Ställen, hin zum Familienfriedhof, wo der Sarg beigesetzt wurde. Das war der traurigste Moment während meines Aufenthalts bei meiner ugandischen Gastfamilie, die ebenfalls Mitglied in der Kooperative und damit eng mit der trauernden Familie befreundet war.

Gestorben war das Baby an einer Krankheit, an der weltweit pro Jahr etwa 250 Millionen Menschen erkranken: Malaria. Besonders betroffen sind nach wie vor die Jüngsten: 850.000 Kinder unter fünf Jahren starben 2006 an den Folgen der Infektion. Dabei gibt es längst Möglichkeiten, Menschen gegen die Krankheit zu schützen. Moskitonetze zum Beispiel, die zumindest in der Nacht vor der die Krankheit übertragenden Mücke schützen. Bei meiner Gastfamilie hing immerhin über jedem Bett ein solches. Da die Moskitos aber nicht darauf warten, bis sich alle am Abend unter die Netze zurückgezogen haben, sondern bereits in der

Dämmerung aktiv werden, ist dieser Schutz nicht ausreichend. Daher stieß auch unser Mückenspray auf großes Interesse, eine Wunderwaffe aus einer anderen Welt: unerreichbar und unbezahlbar – wie oft auch ein Besuch beim Arzt. Denn trotz Moskitonetzen erkranken immer wieder zahlreiche Menschen an Malaria. Dann wird der Weg zum Doktor nötig und das Kaufen teurer Medizin. Umgerechnet 10 Euro kostet eine Behandlung. Für jedes einzelne Mitglied der Kleinbauern-Kooperative, die ein Durchschnittseinkommen von 70 Euro im Monat haben, ist das eine hohe Summe, oftmals einfach unbezahlbar. Doch neben dem Geld ist auch schlicht das Wissen über Symptome und Verlauf der Krankheit vielfach nicht ausreichend vorhanden. Wenn der Weg zum Arzt angetreten wird, ist es manchmal längst zu spät, um noch das Leben zu retten. In der relativ wohlhabenden Familie des Vorsitzenden scheint nicht der Mangel an Geld der Gesundheit im Weg gestanden zu haben.

Mein Besuch bei meiner Gastfamilie führte mir sehr deutlich vor Augen, welche Schwierigkeiten die alleinerzie-

hende Millie Matovu mit ihren neun Kindern tagtäglich meistert: Was es heißt, täglich 300 Liter Wasser von der Wasserstelle zu holen, merkt man sehr gut, wenn man das Wasser selbst getragen hat. Wie schwer Feldarbeit ist, wenn sich schon nach einer Stunde die ersten Blasen in der Hand bilden und wie wenig Gewinn die Landwirtschaft abwirft, beim Blick in die Haushaltskasse. Sehr deutlich spüren konnte ich aber auch die Kraft der Gemeinschaft: Die Mitgliedschaft in einer Kooperative von Kleinbauern und damit die Möglichkeit, mehr über Anbaumethoden zu lernen, sichert vielen Familien das Überleben. Bei einigen hat die Mitgliedschaft sogar einen beeindruckenden Erfindungsreichtum und neue Geschäftsideen zu Tage gebracht. Die Vielschichtigkeit persönlicher Erfahrungen ist sicherlich die große Besonderheit des EDP-Programms - das können Lektüre oder Filme nicht ersetzen.

*Anja Tomic
Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH*



© EDP e.V.

IMPRESSUM
REDAKTION & LAYOUT: JÖRG HILGERS (V.I.S.D.P.)
EXPOSURE- UND DIALOGPROGRAMME E.V. (EDP)
KAISER-FRIEDRICH-STR. 9 D - 53113 BONN
TEL. +49-228-103 337 FAX +49-228-24 39 532
E-MAIL: EDP@EXPOSURE-DIALOG.DE
WEB: HTTP://WWW.EXPOSURE-DIALOG.DE



DER GEMEINNÜTZIGE VEREIN EDP E.V. WIRD VON DEN HILFSWERKEN DER KATHOLISCHEN KIRCHE UND DER DEUTSCHEN KOMMISSION JUSTITIA ET PAX GETRAGEN.